

immer noch Dixie spielen und die Südstaatenfahne hochziehen. Wenn ich da wäre, würde ich hingehen und die Fahne runterreißen und fragen, wie sie es denn fänden, wenn sie jemand gehören würden.«

»Und was war 1860 so toll?«

»Ich hab nicht gesagt, daß 1860 toll war«, stellte Andrew richtig. Er klang etwas ungeduldig. »Ich hab gesagt, dann hätte ich eine tolle Geschichte.«

»Und wie geht diese tolle Geschichte?«

»Ich sollte doch eine Geschichte über das Bild erzählen«, erklärte Andrew sorgfältig. »Die Geschichte von dem Jungen auf dem Bild. 1860 war das Jahr, bevor die schlimmen Dinge in seiner Familie passiert sind. Er hätte sein Spielzeugschiff angeschaut und an schöne Sachen gedacht. Aber das kann er nicht mehr, weil schon 1861 ist.« Er starrte das Bild noch einen Augenblick an. »Manchmal kann er sich nicht mal mehr an schöne Sachen erinnern.« Andrew legte das Bild beiseite.

»Was für schlimme Dinge?« wollte ich wissen. »Haben die mit dem Krieg zu tun?«

»Möglich«, sagte er ausweichend. »Zeigen Sie mir noch andere Bilder?«

Das war möglicherweise ein Fehler gewesen. Vielleicht wäre er mir nicht ausgewichen, wenn ich die letzte Frage nicht gestellt hätte. Andererseits war es ohnehin am schwierigsten, von den schlimmen Dingen zu sprechen, ganz gleich, was ich nun sagte.

Es war verlockend, Andrew einfach zuzustimmen, seine Klugheit zu bewundern und über »Kindermund tut Wahrheit kund« nachzudenken. Man konnte es auch ermutigend finden, daß die neue Generation ein bißchen gerechter zu sein schien als die anderen davor. Aber darum ging es hier nicht. Es ging um Andrews Art – seine Abwehr durch Intellektualisierung, sein entwicklungsmäßig unangemessenes Verhalten. Er war völlig zwanghaft – ein Pessimist ersten Ranges. Ich hatte schon öfter solche Fälle gehabt, und sie gingen alle gleich mit ihren Problemen um. In den Lehrbüchern stand, daß Kinder seines Alters konkret seien. Sie machten sich Sorgen, hieß es, ob ihr Baseballteam gewinnt oder nicht. Sie waren noch nicht in der Lage, hieß es, abstrakt zu denken oder sich über theoretische Dinge einen Kopf zu machen.

Auf Kinder wie Andrew traf das jedoch nicht zu. Sie neigten dazu, eine große, abstrakte Sache auf ihre eigenen, ganz persönlichen Probleme zu übertragen. Kinder, die zu Hause nicht genug zu essen bekamen, machten sich Sorgen über die hungerleidenden Kinder in Somalia. Kinder, die Angst hatten, daß sich ihre Eltern scheiden lassen könnten, machten sich Sorgen über verlassene Kinder in Bosnien. Kinder, deren Eltern dauernd stritten, waren besorgt über die Umweltzerstörung. Zwanghafte Kinder waren immer sehr klug, früh entwickelt und bis oben hin voller Sorgen.

Ich wollte gerne glauben, daß Andrew nur über die Scheidung seiner Eltern redete, aber so klang es eigentlich nicht. Die Leute waren gemein zu anderen, hatte er gesagt, und deshalb mußte es Krieg geben. Man konnte den Leuten die gemeinen Dinge nicht durchgehen lassen. Das klang danach, daß die Gemeinheiten vor dem Krieg passiert waren. Wer weiß? Seine Geschichte konnte auf verschiedenste Weisen gedeutet werden.

Ich bekam mehr Klarheit, als ich ihn direkt nach seinem Vater befragte. Da wurde er ganz konkret und genau. Er wisse, daß es unrecht sei, was sein Vater mit ihm mache, sagte er, aber er erzähle es keinem, weil er nicht ins Gefängnis wolle. Sein Vater hätte damit gedroht, er käme ins Gefängnis, wenn er darüber reden würde. Andrew war eines Nachts in das Zimmer seiner Schwester gekommen und hatte seinen Vater dabei überrascht, wie er sich mit heruntergelassenen Hosen über Adrienne beugte, die im Bett lag. Das Gesicht seines Vaters war ganz rot und aufgedunsen, und er rieb seinen Penis an Adriennes Gesicht.

Andrew hatte die ganze Nacht überlegt, berichtete er, ob er seiner Lehrerin davon erzählen soll, und war schließlich zu dem Entschluß gekommen, lieber ins Gefängnis zu gehen, als zuzulassen, daß sein Vater so etwas mit seiner Schwester machte. Sie war noch nicht so groß wie er selbst, sagte er, und er glaubte nicht, daß sie damit fertig würde. Entsetzt stellte ich fest, daß er immer noch dachte, er käme ins Gefängnis und nicht sein Vater.

»Andrew, hast du deiner Mutter davon erzählt?« wollte ich von ihm wissen. »Bevor du mit deiner Lehrerin gesprochen hast?«

»Nein«, sagte er und rückte ein Spielzeug zurecht, das etwas schief auf dem Regal neben ihm stand. »Ich wollte es, aber ich konnte nicht.«

»Warum nicht?«

»Ich wollte nicht, daß sie sich aufregt«, erklärte er. »Sie regt sich dauernd auf und weint, dann fängt Adrienne auch an zu weinen, und ich weiß nicht, ob ich mit Mom reden oder Adrienne trösten soll. Am Ende sagt Mom, ich soll zum Spielen gehen, aber ich kann nicht spielen, weil ich mir Sorgen um sie mache und Adrienne immer noch weint.«

»Andrew«, bat ich ihn, »ich frage dich jetzt was ganz Wichtiges, und es ist ganz wichtig, daß du ehrlich darauf antwortest. Hast du dir das alles ausgedacht, um deiner Mom irgendwie zu helfen?«

Andrew sah mich voller Erstaunen an. »Wie soll das denn meiner Mom helfen?« fragte er. »Sie regt sich furchtbar darüber auf. Es macht alles nur noch schlimmer.«

Ich blickte in das ernste Gesicht vor mir, das Gesicht eines Kindes, das immer noch glaubte, ins Gefängnis zu kommen, weil es alles erzählt hatte. Ich fand es schrecklich, diejenige zu sein, die ihm erzählen mußte, daß niemand dafür ins Gefängnis kam. Kein Zweifel, die Anzeige wegen Kindesmißbrauchs entsprach den Tatsachen, aber mir war auch vollkommen klar, daß vor Gericht keiner diesem Kind hier glauben würde.

Andrew hatte recht. Das Problem war das Jahr, wenn auch nicht das Jahr 1860. Es gab eine Zeit, die noch nicht allzu lange zurücklag, da hatte man der Aussage eines Kindes, daß es mißbraucht worden sei, eher Glauben geschenkt, vor allem, wenn alle bekannten Stichhaltigkeitskriterien zutrafen – ganz zu schweigen von einer Aussage, die von einem zweiten Kind bestätigt wurde. Aber das gehörte der Vergangenheit an.

Das Problem war, daß die Öffentlichkeit immer noch meinte, Triebtäter seien komisch gekleidet, hätten Dreitagebärte und würden sich schuldig bekennen, wenn sie erwischt wurden. Triebtäter, so dachte der Mann auf der Straße, konnten einem nicht in die Augen sehen und ihre Tat abstreiten, zumindest nicht auf überzeugende Weise. Außerdem waren Triebtäter nicht gebildet und kamen erst recht nicht aus wohlhabenden

Verhältnissen. Eine Gruppe, die sich SAM nannte (Schuldlos Angeklagte Männer), hatte Untersuchungen veröffentlicht, die Einkommenshöhe und Urlaubsgepflogenheiten ihrer Mitglieder darstellten. Triebtäter seien ärmer, ging daraus hervor, und machten nicht so tolle Urlaubsreisen.

Und ganz sicher würden Triebtäter nicht in der Lage sein, so vehement zu leugnen, schon gar nicht mit einer derartig selbstgerechten Empörung, die zum Beispiel einen Priester, gegen den ich aussagen mußte, veranlaßt hatte, seine Opfer – zwölf Kinder – zu verklagen, nachdem sie ihn angezeigt hatten. In dem Verfahren kam der Priester mit einem vierzigseitigen, engzeilig getippten Schriftstück an, das die Schilderungen der Kinder widerlegen sollte. Doch im Verlauf der Verhandlung brach er zusammen und gestand, die Kinder sexuell mißbraucht und die Widerlegungsschrift erfunden zu haben.

Ich hatte das ungute Gefühl, daß der jetzige Verdächtige dem Priester in nichts nachstand: Nathan Southworth, Thoraxchirurg, Stütze der Gesellschaft, Mitglied der freiwilligen Feuerwehr und Vater von Adrienne und Andrew. Er würde nicht mit einem Dreitagebart vor Gericht erscheinen und mit Sicherheit alles abstreiten. Außerdem handelte es sich zunächst um ein Sorgerechtsverfahren, bei dem Anzeigen wegen sexuellen Mißbrauchs erfahrungsgemäß einen schweren Stand hatten.

Aber wenn auch mit Ärger vor Gericht zu rechnen war, zumindest hatte Andrew seine Mutter auf seiner Seite. Rund fünfundneunzig Prozent der Täter waren männlich, also der unschuldige Elternteil gewöhnlich die Mutter. Bei noch bestehenden Ehen hielt ich immer den Atem an, wenn ich mit der Frau sprach. In ungefähr der Hälfte von allen Fällen stellte sie sich hinter ihren angeklagten Gatten und beschuldigte das Kind, die Unwahrheit zu sagen. In Sorgerechtsverfahren stand wenigstens einer auf der Seite des Kindes.

## Kapitel 3

Für den nächsten Tag hatte ich mich mit Sharon Southworth, der Mutter der Kinder, verabredet. Zum einen brauchte ich nähere Informationen darüber, wie Adrienne und Andrew aufgewachsen waren, und zum anderen wollte ich so viel wie möglich über etwaige Äußerungen der Kinder zu dem Mißbrauch erfahren. Hatte Sharon schon vor Andrews Eröffnung einen Verdacht in dieser Richtung gehegt? Hatte sie die Kinder jemals gedrängt oder direkt gefragt, ob etwas vorgefallen sei? Hatte sie mit anderen im Beisein der Kinder über das Thema gesprochen? Ich hatte wenig Hoffnung, eine andere Erklärung für die ausführlichen und bildlichen Beschreibungen zu finden, aber ich mußte alle Möglichkeiten in Betracht ziehen. Da ich für das Gespräch keine Probleme befürchtete, ging ich ohne besondere Wachsamkeit vor, die ich habe, wenn ich weiß, daß ein Vulkanausbruch vor mir liegt.

Sharon schüttelte mir schlaff die Hand. Sie war so groß wie ich – ungefähr einssiebzig – aber rundlicher, ein richtig mütterlicher Typ. Die langen dunklen Zöpfe, das weite Kleid aus handgewebtem Stoff, die Sandalen – das alles erinnerte mich angenehm an meine Hippie-Zeit. Mit dem Unterschied, daß ich damals natürlich arm wie eine Kirchenmaus gewesen war und das edle handgewebte Kleid, das Sharon trug, keinerlei Ähnlichkeit mit meinen alten, abgetragenen Klamotten von früher hatte. Meine Autos aus dieser Zeit waren wahrscheinlich billiger gewesen als der indianische Schmuck um Sharons Hals.

Auch als reiche Arztfrau hatte sie die typische bodenständige Art der Leute aus Vermont an sich. Pelze konnte man sich an ihr nicht vorstellen. Bestimmt war sie Mitglied in einer Kontratanz-Gruppe – der Hippie-Version vom Squaredance, der ja in Neuengland so beliebt war – und kaufte biodynamisches Gemüse im Naturkostladen.

»Der Richter bestand auf ein psychologisches Gutachten. Ich übrigens auch«, fügte sie hinzu. »Ich möchte die Sache so schnell wie möglich geklärt haben.«

»Leider bin ich nicht sicher, ob sie richtig geklärt werden kann«, erwiderte ich. »Aber ehe ich über meinen Eindruck von den Kindern rede, möchte ich, daß Sie mir ein wenig über ihr Leben erzählen.«

Das erwies sich jedoch als schwierig. Sharon war zwar alles andere als auf den Kopf gefallen, aber sie schweifte immer wieder ab und landete bei ihrem Exmann. Die Scheidung würde ein erbitterter Kampf werden, so schien es.

»Gab es Schwierigkeiten während der Schwangerschaft?« Wir hatten schon zehn Minuten geredet und waren noch nicht einmal bei der Geburt des ersten Kindes angekommen. Ich begann zu wünschen, daß Andrew jünger wäre – es hätte die Angelegenheit beschleunigt.

»Es war eine schreckliche Schwangerschaft. Nathan war nie zu Hause. Er sagte immer wieder, daß er so viel Arbeit hätte, aber man kann doch nicht immer arbeiten, verdammt noch mal.«

»Er war doch damals Assistenzarzt an einer Klinik? Das war bestimmt schwierig. Der Zeitplan von jüngeren Chirurgen ist ziemlich brutal.«

»Nathan hat seine Arbeit als Ausrede für alles genommen. Aber ich weiß genau, daß das alles Blödsinn war. Egal wann ich anrief, immer hat er gerade operiert.«

Ich zögerte, denn ich verstand nicht ganz. »Wie meinen Sie das? Er war Chirurg an einer Klinik. Die meisten Chirurgen operieren nun mal den ganzen Tag. Warum glauben Sie, daß er gelogen hat?«

»Ich habe ihn dabei erwischt. Eines Tages bin ich einfach aufgetaucht.« Ich haßte solche Gespräche. Sharon beantwortete meine Fragen einfach nicht. Sie war wie eine Dampfwalze, die einfach weiterlief.

»Und was ist passiert?« Warum fragte ich eigentlich? Sie redete ja sowieso weiter. Bei solchen Gesprächen stellt man permanent Fragen, von denen man weiß, daß sie beantwortet werden, ob man nun fragt oder nicht, sonst würde man sich total überflüssig vorkommen.

»Zwanzig Minuten mußte ich warten – genug Zeit für ihn, von dort herzukommen, wo er gerade steckte. Es war zum Totlachen. Ich war im Wartezimmer und machte ein Höllenspektakel. Plötzlich kommt er rein, in der komischen grünen Verkleidung, die Hände in den blutverschmierten Handschuhen von sich gestreckt, und schreit mich an, daß ich auf der Stelle verschwinden soll. Stellen Sie sich das mal vor. Ein absoluter Witz.«

Ich konnte es nicht fassen. Hörte ich richtig? Hatte sie wirklich eine derartige Szene gemacht, daß er aus dem OP gekommen war, um sie rauszuschmeißen? Das konnte doch nicht sein. Die Operationsstab hätte das nie zugelassen. Aber wer weiß? »Sharon, behaupten Sie tatsächlich, daß er die Operation unterbrochen hat, um mit Ihnen zu reden?«

»Natürlich nicht«, sagte sie und verdrehte die Augen. »Sie sind vielleicht naiv. Er war gar nicht im OP. Es war nur eins seiner Spielchen.«

»Sharon, irgendwie komme ich da nicht mit«, sagte ich langsam. »Nathan kommt im grünen OP-Kittel raus, hält die blutigen Finger in Handschuhen von sich gestreckt und rührt nichts an. Wie kommen Sie darauf, daß er nicht im OP war?«

»Sie kennen eben Nathan nicht. Die Szene ist ganz typisch für diesen Scheißkerl.«

Wenn ich Paare vor mir hatte, die vor Scheidungshaß bebten, versuchte ich mir manchmal vorzustellen, wie sie zu dem gemeinsamen Kind gekommen waren. Ich konnte einfach nicht verstehen, wie Leute, die mal Sex miteinander gehabt hatten, sich irgendwann so total hassen konnten. Aber es gibt ja auch viele Paare, die sich hassen, wenn sie miteinander schlafen.

Unser Gespräch schleppte sich von einer feindseligen Spitze über ihren Ex zur nächsten. Wenn Sharon nicht über Nathan sprach, klang sie recht vernünftig. Die Entwicklungsphasen ihrer Kinder konnte sie präzise beschreiben, und sie wußte viel über ihr Großwerden zu erzählen.